

Kate Eberlen
Miss you

Kate Eberlen

Miss
You

The title 'Miss You' is written in a large, stylized, cursive font. The word 'Miss' is on the top line and 'You' is on the bottom line. The 'Y' in 'You' is particularly large and extends downwards. To the right of the word 'Miss' is a small silhouette of a woman in a dress, walking. To the left of the word 'You' is a small silhouette of a man in a suit, walking. Below the word 'You' is the word 'Roman' in a smaller, cursive font.

Aus dem Englischen von
Stefanie Fahrner und Babette Schröder

DIANA

Zitatnachweis:

Das Zitat auf Seite 59 stammt aus dem Gedicht *Die Seeinsel von Innisfree*,
neu übersetzt von Christa Schünke, aus:
William Butler Yeats, *Die Gedichte*, Hrsg. Norbert Hummelt.
© 2005 Luchterhand Literaturverlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.




Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2016 by Kate Eberlen
Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *Miss You* bei Mantle,
an imprint of Pan Macmillan, London
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Dr. Katja Bendels
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München,
nach der Originalcovergestaltung von © Joanna Thomson,
Pan Macmillan Art Department
Autorenfoto: © G. N. Duggan
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-453-29183-6

www.diana-verlag.de

Besuchen Sie uns auch auf www.herzenszeilen.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

*Zur Erinnerung an meine geliebte Großmutter,
die es verstand, den einfachsten Dingen
einen Zauber zu verleihen.*

TEIL 1



↑ TESS

August 1997

Zu Hause in der Küche hatten wir einen Teller, den Mum im Urlaub auf Teneriffa gekauft hatte. Darauf stand von Hand geschrieben: »Heute ist der erste Tag vom Rest deines Lebens.«

Ich hatte diesem Teller nie besondere Aufmerksamkeit geschenkt – jedenfalls kaum mehr als Dads Pokal vom Singen oder der New-York-Schneekugel, die mein Bruder Kevin irgendwann mal zu Weihnachten geschickt hatte –, aber an diesem letzten Urlaubstag ging er mir nicht mehr aus dem Kopf.

Als ich aufwachte, leuchtete das Innere des Zelts so orange wie eine Kürbislaterne. Vorsichtig, um Doll nicht aufzuwecken, zog ich die Reißverschlussstür auf und streckte das Gesicht hinaus in den strahlenden Sonnenschein. Die Luft war noch kühl, und in der Ferne läuteten Glocken. Ihr Klang erinnerte mich an ein Wort, das in meiner englischen Literaturprüfung vorgekommen war: *plangent*. Ich schrieb es in mein Tagebuch und versah es mit einem Sternchen, um es im Wörterbuch nachzuschlagen, wenn ich wieder zu Hause war.

Die Aussicht auf Florenz vom Campingplatz aus – Terrakottakuppeln und weiße Marmortürme vor einem mattblauen Himmel – war genau so, wie sie sein sollte. Ich fühlte

mich seltsam traurig, ganz so, als würde ich sie schon jetzt vermissen.

Vieles andere allerdings würde ich nicht vermissen, zum Beispiel auf dem Boden zu schlafen – nach ein paar Stunden glaubte man, die Steine auf der Erde würden einem in den Rücken hineinwachsen – oder sich in einem Zelt anziehen zu müssen, das nicht mal einen Meter hoch war, dann den ganzen Weg bis zum Sanitärhäuschen zu laufen, nur um dort festzustellen, dass man das Klopapier vergessen hatte. Es ist schon seltsam. Wenn das Ende des Urlaubs näher rückt, wünscht man sich einerseits, dass er nie aufhört, und andererseits, dass man bald wieder den Luxus von zu Hause genießen darf.

Seit einem Monat waren wir mittlerweile per Interrail unterwegs, erst in Frankreich, dann in Italien. Wir schliefen auf Bahnhöfen, tranken mit holländischen Jungs Bier auf Campingplätzen und zuckelten sonnenverbrannt in stickigen, schmuddeligen Bummelzügen durch die Gegend. Doll stand auf Beach und Bellinis, ich war eher der Typ für Straßenkarten und Sehenswürdigkeiten. Trotzdem waren wir schon immer gut miteinander ausgekommen. Wir hatten uns damals, mit vier Jahren, auf der St. Cuthbert's kennengelernt, und Maria Dolores O'Neill – ich war es, die daraus »Doll« machte – fragte mich, ob ich ihre beste Freundin sein wollte.

Wir waren sehr unterschiedlich, ergänzten uns aber gut. Immer, wenn ich zu ihr sagte, dass wir komplementär zueinander waren, machte Doll eine Bemerkung wie: »Du hast tolle Haut!« oder: »Ich mag deine Schuhe.« Wenn ich ihr dann erklärte, dass das nicht unbedingt etwas mit Komplimenten zu tun habe, lachte sie und sagte, das wisse sie, aber bei ihr war ich mir nie so sicher. Jedenfalls entwickelt man eine besondere Sprache mit Leuten, die einem nahestehen.

Die anderen Orte, die wir in diesem Urlaub besuchten, habe ich wie Postkarten in meinem Kopf abgespeichert: das angestrahlte Amphitheater von Verona unter einem tintenschwarzen Himmel, der tiefblaue Golf von Neapel, die überraschend leuchtenden Farben an der Decke der Sixtinischen Kapelle. Diesen letzten, sorglosen Urlaubstag in Florenz aber, den Tag, bevor mein Leben sich dramatisch verändern sollte, kann ich Stunde für Stunde, ja fast schon Schritt für Schritt im Geist nachzeichnen.

Doll brauchte morgens immer länger als ich, weil sie schon damals nie ohne komplettes Make-up vor die Tür ging. Ich genoss es, ein bisschen Zeit für mich zu haben, besonders an jenem Morgen, als ich mich seelisch auf meine Prüfungsergebnisse einstellen musste. Waren meine Noten wohl gut genug, um auf die Uni zu gehen?

Am Vorabend war mir auf dem Weg zum Campingplatz die angestrahlte Fassade einer Kirche aufgefallen – schön und irgendwie unerwartet, wie eine Schatzkiste im Dschungel. Bei Tag war die Basilika viel größer, als ich geglaubt hatte, und als ich die riesige Treppe zum Portal hinaufstieg, kam mir der seltsame Gedanke, dass es der ideale Ort zum Heiraten wäre, obwohl ich damals noch nicht einmal einen richtigen Freund gehabt hatte, und von einer Hochzeit im weißen Kleid träumte ich auch nicht.

Die Aussicht von dem Vorplatz der Basilika war überwältigend. Ich musste mich beherrschen, nicht in Tränen auszubrechen, und schwor mir – so wie man es mit achtzehn eben tut –, eines Tages zurückzukehren.

Außer mir war niemand da. Die schwere Holztür aber öffnete sich, als ich dagegendrückte. Im Innern war es so dunkel, dass es eine Weile dauerte, bis ich wieder klar sehen konnte.

Es war ein paar Grad kühler als draußen, und es roch, wie Kirchen eben riechen: nach Staub und Weihrauch. Außer mir schien niemand da zu sein, und das Floppen meiner Sandalen auf dem Steinboden klang irgendwie respektlos, als ich die Treppe zum Altarraum hinaufstieg. Ich schaute in das riesige, unbewegte Gesicht Jesu Christi und betete, dass meine Noten einigermaßen okay ausfallen würden – und mit einem Mal war die Apsis wie von Zauberhand mit goldenem Licht erfüllt.

Ich fuhr herum. Ein schlaksiger Typ, ungefähr in meinem Alter, stand neben dem Kasten, in den man eine Münze werfen konnte, damit das Licht anging. Er hatte nach hinten gekämmte braune Haare und war noch unpassender angezogen als ich: Laufshorts, ärmelloses Hemd und Turnschuhe. Einen kurzen Moment lang trafen sich unsere Blicke, und wir hätten uns anlächeln oder vielleicht sogar etwas zueinander sagen können, aber wir verpassten die Gelegenheit und wandten uns verlegen der riesigen Kuppel mit den goldenen Mosaiken zu, und schon ging das Licht mit einem dumpfen Klacken wieder aus, so bestimmt und unerwartet, wie es zuvor auch angegangen war.

Im Halbdunkel blickte ich auf meine Armbanduhr, als wollte ich damit ausdrücken, dass ich die Kunstwerke noch gebührend würdigen, vielleicht sogar selbst zwei Minuten Licht beisteuern würde, wäre ich nicht ohnehin schon zu spät dran. Als ich an der Tür war, hörte ich wieder das dumpfe Klacken und sah in das ernste, erleuchtete Antlitz Jesu Christi. Ich fühlte mich, als hätte ich Ihn enttäuscht.

Doll war fertig bemalt und frisiert, als ich wieder am Campingplatz ankam.

»Wie war's?«, wollte sie wissen.

»Byzantinisch, glaube ich.«

»Ist das gut?«

»Wunderschön.«

Nach unseren Cappuccinos mit Vanillecremeteilchen (in Italien ist selbst das Essen in einer Campingplatzbar köstlich) machten wir uns auf den Weg in die Stadt, Richtung Hauptpostamt, damit ich ein Auslandsgespräch führen konnte. Ich wollte meine Abschlussnoten erfragen, damit das Thema nicht den ganzen Tag lang über uns schwebte. Selbst wenn es schlechte Nachrichten wären, wollte ich sie hören, denn nichts war schlimmer, als nicht zu wissen, was die Zukunft brachte.

Wir gingen zum *centro storico*, und ich plapperte den ganzen Weg über munter drauflos, wobei ich die eine Sache, die mich wirklich beschäftigte, geflissentlich vermied.

Meine Angst hatte sich so fest in meinem Kopf eingenistet, dass ich beim Wählen schon befürchtete, ich könnte nicht mehr sprechen.

Nach nur einem Klingeln nahm Mum ab.

»Hope liest dir deine Ergebnisse vor«, sagte sie.

»Mum!«, rief ich, aber es war zu spät.

Meine kleine Schwester war schon am Apparat.

»Ich les dir deine Ergebnisse vor«, sagte sie.

»Dann los.«

»A, B, C ...«, murmelte sie langsam, fast so, als trainierte sie das Alphabet.

»Ist das nicht toll?«, fragte Mum.

»Was denn?«

»Du hast ein A in Englisch, ein B in Kunstgeschichte und ein C in Religion und Philosophie.«

»Machst du Witze?« Das waren bessere Noten, als ich

brauchte. Für den Studienplatz am University College in London hätten mir schon zwei Bs und ein C gereicht.

Ich streckte den Kopf aus dem Plexiglastasten des öffentlichen Telefons und gab Doll das »Daumen hoch«-Zeichen.

Am anderen Ende jubelte erst Mum und dann auch Hope. Ich malte mir aus, wie die beiden in der Küche standen, neben dem Nippesregal und dem Teller, auf dem stand: *Heute ist der erste Tag vom Rest deines Lebens.*

Doll schlug vor, mit einer Flasche *spumante* in einem Straßencafé auf der Piazza della Signoria zu feiern, auch wenn dafür unser gesamtes restliches Geld draufgehen würde. Sie hatte mehr zur Verfügung als ich, weil sie neben der Schule in einem Schönheitssalon arbeitete. Seit Venedig, wo wir versehentlich einmal unser ganzes Tagesbudget für einen Cappuccino auf dem Markusplatz ausgegeben hatten, war sie ganz scharf darauf, noch einmal an einem Außentisch zu sitzen. Doll war zwar erst achtzehn, aber sie hatte schon immer einen Sinn für Glamour gehabt. Allerdings war es erst zehn Uhr vormittags, und selbst wenn wir uns alle Zeit der Welt nähmen, wären es immer noch viele Stunden, bis unser Nachtzug nach Calais abfuhr. Bis dahin würden wir einen gehörigen Brummschädel haben. Tja, ich bin eben ein pragmatischer Mensch.

»Deine Entscheidung«, sagte Doll enttäuscht. »Es ist deine Feier.«

Es gab noch so viele Sehenswürdigkeiten, die ich abklappern wollte: die Uffizien, den Bargello, den Dom, das Baptisterium, Santa Maria Novella ...

»Du meinst Kirchen, oder?« Doll ließ sich von den italienischen Namen nicht täuschen.

Wir waren beide katholisch erzogen worden, aber damals war Kirche für Doll etwas, das sie sonntags am Ausschlafen hinderte, und ich fand es cool, mich als Agnostikerin zu bezeichnen, obwohl ich noch immer relativ oft für irgendetwas betete. So betrachtete ich die italienischen Kirchen auch weniger als Gotteshäuser denn als Orte der Kultur. Ehrlich gesagt benahm ich mich ziemlich angeberisch, aber das durfte ich, weil ich bald eine Studentin sein würde.

Nachdem wir unsere Rucksäcke im Bahnhof eingeschlossen hatten, machten wir einen schnellen Rundgang durch den Dom, fotografierten uns gegenseitig vor den goldenen Türen des Baptisteriums und bummelten dann durch kleinere Nebenstraßen Richtung Santa Croce. Bei einer winzigen *gelateria*, die gerade erst öffnete, legten wir eine Pause ein. Ein Eis um zehn Uhr vormittags, das war ganz nach Dolls dekadentem Geschmack. Wir wählten je drei Sorten aus den zylindrischen Bottichen, die wie eine große Farbpalette hinter der Glastheke angeordnet waren.

Ich nahm erfrischende Mandarine, Zitrone und rosa Grapefruit.

»Zu frühstücksmäßig«, kritisierte Doll und gönnte sich Marsala, Kirsche und Schokoladencreme, die sie als »orgasmisch« bezeichnete. Wenigstens hielt das Eis sie während der nächsten Stunde voller Giotto-Wandmalereien bei Laune.

Es macht Spaß, sich mit Doll Gemälde anzuschauen. Sie sagt nämlich Sachen wie: »Also, Füße konnte er jetzt nicht so gut, oder?« Aber als wir aus der Kirche kamen, merkte ich, dass es ihr jetzt reichte mit der Kultur. Und da es mittlerweile drückend heiß geworden war, schlug ich vor, mit dem Bus ins etwas höher gelegene Städtchen Fiesole zu fahren. Davon hatte ich im Reiseführer gelesen. Es war dann auch wirklich

angenehm, am offenen Busfenster zu stehen und ein bisschen Fahrtwind ins Gesicht zu bekommen.

Der Dorfplatz von Fiesole war herrlich ruhig im Gegensatz zu den quirligen Straßen von Florenz.

»Komm, wir gönnen uns ein *menu turistico* zur Feier des Tages«, sagte ich, auch wenn unser Notgroschen dabei draufgehen würde.

Wir saßen auf der Terrasse des Restaurants und blickten auf Florenz, das vor uns in der Ferne lag, wie der Hintergrund eines Gemäldes von Leonardo.

»Und, hast du für heute Nachmittag noch mehr Bildungskram geplant?«, fragte Doll und wischte sich den Mund ab. Sie hatte sich für *spaghetti al pomodoro* entschieden.

»Hier gibt es ein römisches Theater«, gab ich zu. »Aber das kann ich mir auch alleine angucken, wirklich.«

»Diese verdammten Römer waren echt überall, oder?«

Wir waren die einzigen Touristen. Doll sonnte sich auf einer steinernen Sitzbank, während ich herumging und mich ein wenig umsah. Als ich die Bühne betrat, klatschte sie, und ich verbeugte mich.

»Sag irgendwas!«, rief Doll.

»Morgen, und morgen, und dann wieder morgen!«, zitierte ich brüllend den Macbeth.

»Weiter!« Doll holte ihren Fotoapparat heraus.

»Ich weiß nicht mehr, wie es weitergeht!«

Ich sprang von der Bühne und stieg die steilen Stufen hinauf.

»Soll ich ein Foto von dir machen?«

»Wir machen eins von uns beiden.«

Wir platzierten die Kamera drei Stufen höher. Doll sagte, so kämen die toskanischen Hügel im Hintergrund mit aufs Bild.

»Was heißt *cheese* auf Italienisch?«, fragte sie und stellte

den Selbstauslöser ein. Dann huschte sie zu mir zurück, und der Fotoapparat klickte.

In meinem Fotoalbum sieht es aus, als würden wir Küsse in Richtung Kamera schicken. Die selbstklebende Beschichtung der Seiten ist inzwischen vergilbt, und der Plastikumschlag löst sich auf, aber die Farben – weißer Stein, blauer Himmel, schwarzgrüne Zypressen – sind noch genauso strahlend, wie ich sie in Erinnerung habe.

Umgeben von unsichtbaren Zikaden, die in den Bäumen zirpten, warteten wir ungewohnt wortkarg auf den Bus zurück nach Florenz.

Endlich fragte Doll: »Glaubst du, wir sind dann immer noch Freundinnen?«

»Wovon redest du?« Ich tat, als wüsste ich nicht, worauf sie hinauswollte.

»Wenn du an der Uni bist, zusammen mit Leuten, die Bescheid wissen über Bücher und Geschichte und so was ...«

»Red doch nicht so einen Quatsch«, erwiderte ich bestimmt, aber dieser fiese kleine Gedanke hatte sich auch schon in mir eingenistet. Vielleicht würde ich nächsten Sommer mit Leuten wegfahren, die sich freiwillig die kleine Sammlung griechischer Vasen im örtlichen Museum ansahen oder Spaß daran hatten, die Arbeiten von Michelangelo und Donatello (und dem Rest der Ninja Turtles, wie Doll sie nannte) zu vergleichen.

Heute ist der erste Tag vom Rest deines Lebens.

Jedes Mal, wenn ich über die Zukunft nachdachte, spürte ich ein aufgeregtes Ziehen im Bauch.

Zurück in Florenz, machten wir einen kleinen Umweg, um uns noch ein Eis zu gönnen. Doll konnte der Schokolade

auch dieses Mal nicht widerstehen und nahm noch Melone dazu. Ich entschied mich für Birne – worin die Essenz von hundert vollreifen Williamsbirnen eingefangen schien – und Himbeere, so süß und kraftvoll wie eine Kindheitserinnerung an den Sommer.

Am Ponte Vecchio war es etwas ruhiger als am Vormittag, und wir betrachteten die Auslagen der kleinen Juwelergeschäfte. Doll entdeckte ein Bettelarmband, das viel billiger war als der übrige Schmuck, und wir duckten uns durch den Türrahmen und quetschten uns in den winzigen Laden.

Der Inhaber zeigte uns die edle Kette mit den Anhängern, die den Dom, den Ponte Vecchio, eine Chiantiflasche und Michelangelos *David* darstellten.

»Ist für Kind«, sagte er.

»Soll ich es für Hope kaufen?«, fragte Doll auf der Suche nach einem Grund, ihr letztes Geld auszugeben.

Während der Mann das Armband in Papier einwickelte und in eine Pappschachtel mit aufgedruckten goldenen Lilien legte, malten wir uns wahrscheinlich aus, dass meine Schwester es zukünftig an einem besonderen Platz aufbewahren und von Zeit zu Zeit auspacken würde, damit wir alle es bewundern konnten wie ein kostbares Erbstück.

Draußen hatte sich die Sonne aus den Gassen mit den alten Gebäuden zurückgezogen, und der Lärm der Stadt hatte nachgelassen. Der sanfte Klarinettenjazz eines Straßenmusikers wehte durch die laue Luft. In der Mitte der Brücke angekommen, lauerten wir auf eine Lücke in der Menschenmenge, um uns gegenseitig vor dem goldenen Abendhimmel zu fotografieren. Es war ein seltsamer Gedanke, dass wir wohl bald im Hintergrund von Dutzenden von Fotos auf Kaminsimsen von Tokio bis Tennessee zu sehen sein würden.

»Ich habe noch zwei Bilder auf dem Film«, verkündete Doll.

Ich sah mich um, und mein Blick blieb bei einem seltsam vertrauten Gesicht hängen, das sich jedoch in verwirrte Falten legte, als ich es freundlich anlächelte. Es war der Junge, den ich heute Vormittag in San Miniato al Monte gesehen hatte. Er trug jetzt ein kakifarbenes Polohemd und Chinos, und sein Haar leuchtete leicht rötlich in der Abendsonne. Neben ihm stand ein Paar mittleren Alters, vermutlich seine Eltern.

Ich hielt ihm die Kamera hin. »Könntest du vielleicht ein Foto von uns machen?«

Als er verwirrt dreinschaute, kamen mir Zweifel, ob er überhaupt Engländer war. Aber dann wurde sein blasser, sommersprossiger Teint rot vor Verlegenheit, und er erwiderte: »Ja, gern.« Mum hätte seinen Ton »wohlerzogen« genannt.

»*Cheese!*«

»*Formaggio!*«, riefen Doll und ich im Chor.

Auf dem Foto haben wir die Augen geschlossen und lachen beide über unseren Witz.

Im Schlafwagen hatten wir ein Viererabteil für uns alleine. Während der Zug durch die Nacht rollte, lagen wir auf den beiden unteren Betten, tranken abwechselnd aus einer Flasche Rotwein und ließen den Urlaub noch einmal Revue passieren. Für mich waren die visuellen Eindrücke und die Sehenswürdigkeiten das Schönste gewesen.

»Weißt du noch, die Blumen auf der Spanischen Treppe?«

»Welche Blumen?«

»Warst du überhaupt mit mir im selben Urlaub?«

Für Doll waren es die Männer gewesen.

»Erinnerst du dich an das Gesicht des Kellners an der Piazza Navona, als ich sagte, dass ich gern Fisch esse?«

Inzwischen hatten wir gelernt, dass dieser Satz auf Italienisch noch eine andere Bedeutung hatte.

»Was war für dich das beste Essen?«, wollte Doll von mir wissen.

»*Prosciutto* mit Pfirsichen vom Markt in Bologna. Und für dich?«

»Diese Zwiebelpizza mit Anchovis in Nizza war ...«

»*Pissaladière*«, sagte ich.

»Benutz nicht solche Ausdrücke!«

»Was war für dich der beste Tag?«

»Capri«, sagte Doll. »Und für dich?«

»Ich glaube, heute.«

»Und der beste ...«

Doll war mitten im Satz eingnickt, aber ich konnte nicht schlafen. Immer wenn ich die Augen schloss, sah ich mich in meinem kleinen Zimmer im Studentenheim. Bislang hatte ich mir diese Fantasie nicht erlaubt, aber jetzt räumte ich aufgeregt meine Sachen in die Regale ein, legte meine Tagesdecke aufs Bett und hängte das Botticelli-Poster an die Wand, das im Gepäckfach über mir gerade sanft von Seite zu Seite rollte. In welchem Stockwerk würde ich wohnen? Würde ich vom Fenster aus den Telecom Tower sehen können, so wie in dem Zimmer, das sie uns am Tag der offenen Tür gezeigt hatten? Oder hätte ich eins zur Straße hin und würde von meinem Fenster aus die roten Doppeldeckerbusse vorbeifahren sehen und die Polizeisirenen heulen hören – wie im Film!

In unserem Abteil wurde es allmählich kühl, während der Zug sich langsam in die Alpen hinaufarbeitete. Ich deckte Doll

mit ihrem Fleece zu. Sie bedankte sich murmelnd, wachte aber nicht auf, und ich war froh darüber, denn ich genoss die Zeit, in der ich meine privaten Pläne schmiedete und mit ihnen zusammen von einer Phase meines Lebens zur nächsten reisen konnte.

Irgendwann am frühen Morgen muss ich dann doch eingeschlafen sein, denn ich wachte auf, als der Frühstückskarren den Gang herunterratterte. Doll starrte traurig auf die zähflüssigen Regentropfen, die sich gegenseitig über die Fensterscheibe jagten, während der Zug über die platten Felder von Nordfrankreich raste.

»Das mit dem Wetter hatte ich ganz vergessen«, seufzte sie und reichte mir einen Plastikbecher mit saurem Kaffee und ein folienverpacktes Croissant.

Es war nicht so, dass ich eine geschmückte Straße oder eine Nachbarschaftsparade als Willkommensgruß erwartet hätte, aber als ich die Conifer Road entlangging, nachdem ich Doll bei ihr zu Hause am Laburnum Drive abgeliefert hatte, stieg eine gewisse Enttäuschung in mir auf. Alles war genau wie immer. Unsere Siedlung stammt aus den späten Sechzigerjahren. Damals war sie wahrscheinlich supermodern mit ihren gleichmäßigen rechteckigen Häusern, halb aus hellem Backstein, halb weiß verputzt, ohne Vorgärten, dafür mit einer gemeinschaftlichen Rasenfläche. Man hatte die Straßen nach Bäumen benannt, abgesehen von ein paar spillerigen Zierkirschen aber leider keine gepflanzt. Einige Bewohner, die es sich hatten leisten können, ihre Häuser der Stadt abzukauften, hatten die Veranda verglasen oder einen Wintergarten anbauen lassen; trotzdem sahen die Häuser alle aus wie die kleinen Schachteln in dem Song von Pete Seeger. Nach einem

Monat Abwesenheit spürte ich, dass mir die Siedlung zu klein geworden war.

Ich hatte Mum nicht genau gesagt, wann ich zurück sein würde, war aber trotzdem verwundert, dass sie und Hope nicht am Fenster standen oder zumindest auf dem Rasen vor dem Haus saßen, um mich zu empfangen. Es war ein wunderschöner Abend. Vielleicht hatte Mum ja das Planschbecken hinten im Garten aufgestellt? Vielleicht planschten sie ja zu laut und hatten deswegen die Klingel nicht gehört?

Endlich tauchte eine vertraute Figur auf der anderen Seite des Milchglases auf.

»Wer ist da?«, fragte Hope.

»Ich bin's!«

»Ich bin's!«, rief sie.

Man wusste nie, ob Hope gerade Spielchen spielte oder bloß pedantisch war.

»Hier ist Tree!«, sagte ich. »Hope, mach bitte die Tür auf!«

»Hier ist Tree!«

Ich hörte, dass Mum von irgendwoher im Haus antwortete, bekam aber nicht mit, was sie rief.

Hope kniete sich auf die Fußmatte, um mir durch den Briefschlitz hindurch etwas zu sagen. »Ich hol einen Stuhl aus der Küche!«

»Nimm den, der im Flur steht«, wies ich sie an.

»Mum sagt Küche!«

»Okay, okay.«

Warum kam Mum denn nicht selbst? Mit einem Mal fühlte ich mich müde und genervt.

Endlich brachte Hope es fertig, die Tür zu öffnen.

»Wo ist Mum?«, wollte ich wissen. Im Haus war es kühl, und es roch nicht nach Abendessen.

- »Steht grad auf.«
- »Geht es ihr nicht gut?«
- »Nur müde.«
- »Und wo ist Dad?«
- »Pub, denk ich.«

Ich nahm den schweren Rucksack ab. Mum stand oben an der Treppe. Sie rannte nicht auf mich zu, sondern tastete sich vorsichtig nach unten. Ich führte das auf die Schläppchen zurück, die sie zusammen mit dem ausgebleichenen rosafarbenen Jogginganzug trug. So ging sie normalerweise zum Aerobic. Mum kam mir irgendwie distanziert vor, fast schon ein bisschen wütend. Sie sah mir nicht in die Augen, während sie den Wasserkocher auffüllte.

Hätte ich sie schon vom Fährhafen aus anrufen sollen? Das konnte aber kaum der Grund dafür sein, dass sie nicht mit mir redete.

Ich sah auf die Uhr. Es war schon nach acht. Ich war nicht mehr daran gewöhnt, dass es in England um diese Zeit noch so hell war. Ich spürte den Wein vom Vorabend und den Schlafmangel. Mums Haare am Hinterkopf waren nicht gekämmt. Sie hatte im Bett gelegen, als ich ankam. Nur müde, hatte Hope gesagt. Vier Wochen lang hatte sie alleine zurechtkommen müssen.

»Das kann ich doch machen«, sagte ich und nahm ihr den Wasserkocher ab.

Als ich die schmutzigen Tassen im Waschbecken sah, spürte ich eine leise Unruhe in mir aufsteigen. Mum musste wirklich sehr müde sein, denn gewöhnlich hielt sie die Küche makellos sauber.

- »Wo ist Dad?«, fragte ich.
- »Im Pub wahrscheinlich«, erwiderte Mum.

»Geh doch wieder rauf, ich bringe dir eine Tasse.«

Zu meiner Überraschung erwiderte sie: »Ja, gut.« Dann schien sie sich plötzlich daran zu erinnern, dass ich ja weg gewesen war. »Wie war dein Urlaub?«

»Toll! Es war toll!«

Ich lächelte so angestrengt, dass mir das Gesicht wehtat, bekam aber kein Lächeln zurück.

»Und die Reise?«

»Gut!«

Sie war schon wieder auf dem Weg zurück nach oben.

Die Schlafzimmertür meiner Eltern stand offen. Bevor ich eintrat, fiel mir das Spiegelbild meiner Mutter von der Frisierkommode aus ins Auge. Irgendwie sehen die Menschen oft anders aus, wenn sie nicht merken, dass man sie beobachtet. Mit geschlossenen Augen lag Mum auf dem Bett und wirkte, als wäre alles Leben aus ihr gewichen, als wäre sie nur noch ein Schatten ihrer selbst. Ein paar Sekunden lang betrachtete ich sie so, dann regte sie sich und bemerkte mich.

Mit schreckgeweiteten Augen sah sie mich an. *Ist Hope da?*, schien ihr Blick zu sagen. *Dann frag bitte nicht*. Als sie begriff, dass ich allein gekommen war, schloss sie die Augen wieder.

»Komm, setz dich auf«, sagte ich.

Sie lehnte sich gegen mich, während ich ihr ein paar Kissen in den Rücken schob. Ihr Körper fühlte sich leicht und zerbrechlich an. Nur eine halbe Stunde zuvor war ich die Häuserreihe entlanggegangen und hatte das Alte, Vertraute verflucht. Jetzt fiel alles wie ein Kartenhaus in sich zusammen, und ich wünschte mir diese Normalität verzweifelt zurück.

»Es geht mir nicht gut, Tess«, sagte sie als Antwort auf die Frage, die ich nicht zu stellen wagte.

Ich wartete darauf, dass sie noch hinzufügte, aber es sei alles nicht so schlimm, aber das sagte sie nicht.

»Wie meinst du das, nicht gut?«, fragte ich, innerlich taumelnd vor Angst.

Mum hatte die Diagnose Brustkrebs bekommen, als sie mit Hope schwanger gewesen war. Die Chemo hatte sie erst nach der Geburt gemacht, sich aber wieder erholt. Danach musste sie regelmäßig zur Nachkontrolle, und die letzte Untersuchung vor ein paar Monaten war in Ordnung gewesen.

»Ich habe Eierstockkrebs, und er hat sich schon auf die Leber ausgebreitet«, sagte sie. »Ich hätte früher zum Arzt gehen sollen, aber ich dachte, ich hätte bloß Magenbeschwerden.«

Unten trällerte Hope gerade ein bekanntes Kinderlied, aber ich erkannte nicht, was es war.

Ich versuchte, mir Mum vorzustellen, wie sie vor meiner Abreise gewesen war. Menschen, die man jeden Tag sieht, betrachtet man einfach nicht so genau. Sie war erschöpft gewesen. Und beunruhigt. Aber ich dachte, sie hätte sich Sorgen wegen meiner Abschlussnoten gemacht. Sie war immer für mich da gewesen. Morgens in der Küche hatte sie Hope abgelenkt, während ich noch schnell durch meine Hefte geblättert hatte. Und wenn ich nach Hause gekommen war, hatte sie mit Tee und einem offenen Ohr für mich bereitgestanden, falls ich reden wollte. Und falls nicht, dann war sie einfach nur bei mir geblieben, hatte schweigend den Abwasch erledigt oder das Gemüse geputzt, ohne mich zu bedrängen.

Wie egoistisch war ich bloß gewesen, dass mir nichts aufgefallen war? Wie hatte ich nur auf diese Reise gehen können?

»Du hättest nichts tun können«, sagte Mum, als habe sie meine Gedanken gelesen.

»Aber bei der letzten Untersuchung war doch noch alles in Ordnung!«

»Ja, in meiner Brust.«

»Den Rest untersuchen sie nicht?«

Mum legte einen Finger auf die Lippen.

Hope war auf dem Weg nach oben. Sie sang »Alle meine Entchen«, wenn auch leicht verfremdet.

»Alle meine Entchen schwimmen im Püree ...«

Wir rangen uns ein Lächeln ab, als sie ins Zimmer kam.

»Ich hab Hunger«, sagte sie.

»Okay.« Ich sprang vom Bett. »Ich mache dir Abendessen.«

Hätte es noch weiterer Beweise bedurft, wie ernst die Lage war, so hätte ich nur einen Blick in den Kühlschrank zu werfen brauchen. Er war leer. Wir hatten nie viel Geld gehabt, aber immer genug zu essen. Plötzlich spürte ich eine Wut auf meinen Vater. In unserem Haus war die Arbeit traditionell verteilt: Dad verdiente das Geld, Mum kümmerte sich um den Haushalt. Aber unter diesen Umständen hätte er doch wohl mal einen Finger rühren können. Sicher saß er jetzt im Pub und ließ sich von seinen Kumpels bemitleiden. Dad fand immer einen Grund, über sein Schicksal zu klagen.

Im Schrank fand ich eine Dose mit fertigen Spaghetti und eine Packung Toast.

Hope sah mich an, aber ich war so damit beschäftigt, die Situation zu verarbeiten, dass ich nicht wusste, was ich zu ihr sagen sollte.

Die Spaghetti auf dem Herd begannen zu blubbern.

Ich schaufelte sie auf eine Scheibe Toast und dachte an die Pasta, die ich erst am Vortag in Fiesole gegessen hatte: al dente, mit einer Soße, die vor lauter sonnengereiften Tomaten förmlich zu explodieren schien. Und im Hintergrund

hatte Florenz gelegen, wie die Kulisse eines Gemäldes von Leonardo. Das alles fühlte sich jetzt an wie ein anderes Leben.

Im Wörterbuch las ich, dass *plangent* »durchdringend« und »klagend« bedeutete. Es kam vom lateinischen *plangere*: sich in tiefer Trauer gegen die Brust schlagen.

2 GUS

August 1997

Ich fing mit dem Laufen an, nachdem mein Bruder gestorben war, weil ich dabei allein sein konnte, ohne mir dafür einen Grund ausdenken zu müssen. Das Schlimmste von allem war nämlich die Besorgnis meiner Mitmenschen. Wenn ich sagte, mir gehe es gut, sahen sie mich an, als würde ich mir etwas vormachen. Und wenn ich zugab, dass das alles ganz schön schwierig für mich war, fühlten sie sich hilflos. Aber wenn ich einfach behauptete, für einen Benefiz-Halbmarathon zu trainieren, um Spendengelder für Leute mit Sportverletzungen zu sammeln, nickten sie zufrieden. Da Ross bei einem Skiunfall ums Leben gekommen war, klang das nachvollziehbar.

Wenn ich die richtige Geschwindigkeit erreichte, versetzte mich das rhythmische Geräusch meiner Schuhsohlen in einen Zustand des Vergessens, der mir mittlerweile zur Sucht geworden war. Er trieb mich jeden Morgen aus dem Bett, sogar im Urlaub. In Florenz allerdings, wo die Straßen aus Kopfsteinpflaster bestanden und es an jeder Ecke großartige Kunstschätze zu bestaunen gab, konnte ich meinen üblichen Rhythmus nicht immer einhalten und dadurch auch nicht den Zustand erreichen, in dem ich vergaß, wo und wer ich war.

Am letzten Tag unseres Urlaubs lief ich bei Sonnenaufgang am Arno entlang. Ich überquerte jede der Brücken und erlief mir den Fluss quasi im Zickzack, kehrte dann um und absolvierte den Parcours noch einmal andersherum. In der einen Richtung hatte ich die Sonne im Gesicht, in der anderen wärmte sie mir den Rücken. Außer mir waren nur ein paar Straßenfeger unterwegs, und ich fühlte mich, als gehörte mir die Stadt ganz allein. Vielleicht gehörte ich aber auch ihr. Als ich das Stadium erreicht hatte, in dem mein Kopf klar wurde und meine Gedanken frei waren, dachte ich plötzlich, dass ich eines Tages nach Florenz zurückkommen, vielleicht sogar dort leben könnte. In dieser historischen Stadt konnte ich ein Mensch ohne Geschichte sein – der Mensch, der ich sein wollte, wer immer das auch war. Mit achtzehn schien mir das wie eine Offenbarung.

Als ich zum dritten Mal den Ponte Vecchio überquerte, reduzierte ich das Tempo, um langsam auszulaufen. Ich war ganz allein. Die glitzernden Waren der Juweliere lagen hinter dicken Rollläden aus Holz verborgen. War ich vielleicht fünfhundert Jahre in der Zeit zurückgereist? Es fühlte sich jedenfalls weniger real an als am Abend zuvor, als die Brücke voller Touristen gewesen war. Ein bisschen wie ein verlassenes Filmset.

Ich war hierher zurückgekommen, weil ich hoffte, dieses Mädchen wiederzusehen. Nicht dass ich einen Plan hatte, was ich ihr hätte sagen wollen. Ich hatte ja schon die ersten beiden Chancen vertan. Als ich ihr die Kamera zurückgegeben hatte, hatte ich es noch nicht einmal geschafft, ihr in die Augen zu sehen. Und als ich dann noch eine dritte Chance bekam, vermasselte ich die ebenfalls.

In der Schlange vor der Eisdielen hatte mir plötzlich jemand

auf die Schulter getippt. Da war sie wieder, und sie hatte gelächelt, als würden wir uns schon unser ganzes Leben lang kennen und uns gleich gemeinsam in ein berauschendes Abenteuer stürzen.

»An der Via dei Neri gibt es eine fantastische Eisdiele, wo man bestimmt sechs Kugeln für den Preis von einer hier bekommt!«

»Ich glaube, sechs schaffe ich nicht.«

Mein Versuch, halbwegs witzig zu sein, hatte aufgeblasen und abweisend geklungen. Ich war nicht sehr geübt im Umgang mit Mädchen.

»Ich schwöre dir, in dieser Eisdiele schon!«

Warum zeigst du sie mir nicht? Cool, lass uns hingehen! Keine dieser Antworten, die ich ihr so gern gegeben hätte, war mir, mit meinen Eltern direkt vor mir in der Schlange, über die Lippen gekommen. Stattdessen hatte ich sie angestarrt wie ein Trottel, während ich verzweifelt nach einer Antwort gesucht hatte, bis ihr strahlendes Lächeln schließlich leichter Verwirrung gewichen und sie hinter ihrer Freundin hergeeilt war.

Am Nordufer ratterten die Gitter der Schaufenster nach oben, und Florenz erwachte. Als ich den Domplatz betrat, schien die Sonne auf den Campanile, der mit seinen Streifen aussah wie eine Cassata, und plötzlich war die Luft vom Klang der Glocken erfüllt. Florenz war wie der Himmel auf Erden. Hier zu leben und dabei unglücklich zu sein wäre unmöglich.

In der Hotellobby traf ich auf meine Eltern, die auf dem Weg zum Frühstück waren.

»Die Einsamkeit des Langstreckenläufers!«, bemerkte mein Vater.

Das sagte er jedes Mal, wenn ich vom Laufen zurückkam, als hätte es irgendeine Bedeutung, dabei war es bloß der Titel eines Films, den er mal als junger Mann gesehen hatte.

In Begleitung meiner Eltern war ich immer leicht gereizt; es war beinahe wie ein Pawlow'scher Reflex auf ihre Anwesenheit.

Von meinen Mitschülern wusste ich, dass ein Urlaub in der Toskana nur dann ernst zu nehmen war, wenn man sich eine Villa mit Swimmingpool, Olivenhain und Blick auf die Hügel mietete – sofern einem nicht schon eine gehörte. Mein Vater hatte uns stattdessen in einem teuren Hotel mitten in Florenz eingebucht. Ich wusste nicht, wie es zu bestimmten Konventionen kam, aber mir war schon von klein auf klar gewesen, dass es gewisse gesellschaftliche Konventionen gab – und dass mein Vater nicht selten knapp danebenlag. Er selbst hatte nicht auf eine Privatschule gehen können, war inzwischen aber solvent genug, um seine Söhne auf eine zu schicken. Zu unseren Sporttagen erschien er in Anzug und Kravatte, während die coolen Dads, die zum Filmfestival nach Cannes fuhren oder Konten auf den Caymans hatten, Jeans, Polohemden und Slipper ohne Socken trugen. Vielleicht wollten sie den Preis für das legerste Outfit gewinnen. Als liberal denkender Oberstufenschüler war ich der Meinung, dass sich jeder so anziehen durfte, wie es ihm gefiel. Als Sohn meines Vaters war mir seine Art, sich zu kleiden, extrem peinlich.

»Wer will um diese Uhrzeit denn Käse essen?« Mein Vater inspizierte das Buffet. Er machte gern laute Bemerkungen, als erwartete er, dass die anderen Leute im Raum ihm zustimmten.

»Ich glaube, die Deutschen essen das gern«, sagte meine Mutter leise, damit niemand etwas von ihrer Unterhaltung mitbekam.

»Wie ist wohl die Darmkrebsrate in Deutschland?«, sinnierte er. »Und dazu noch diese ganze geräucherte Wurst ...«

»Und, was habt ihr heute vor?«, fragte ich, als wir mit voll beladenen Tellern zum Tisch zurückkehrten.

Bei unserer Pauschalreise mit dem Motto »Traumhafte Toskana« waren Tagesfahrten in andere Städte der Region inbegriffen. Nachdem der Bus allerdings schon auf der ersten Fahrt nach Assisi zweimal hatte anhalten müssen, weil mir übel geworden war, hatte ich mir die Zeit lieber allein in Florenz vertrieben. Ich besuchte Museen und Kirchen ganz nach meinem eigenen Zeitplan und genoss das wunderbare Gefühl der Schwerelosigkeit, das sich in Abwesenheit meiner Eltern einstellte.

»Pisa«, antwortete mein Vater.

Als jemand, der nicht wirklich an Reisekrankheit glaubte, konnte er seinen Unmut darüber nicht verhehlen, dass ich die Leistungen des Pauschalangebots nicht vollständig nutzte – ebenso wie über die Tatsache, dass die Reiseleitung sich weigerte, uns einen Teil des Reisepreises zu erstatten.

Das Stadtzentrum war voller Touristengruppen, die brav hinter den erhobenen Schirmen ihrer Reiseleiter hertappten, aber es war nicht sonderlich schwierig, ihnen in einer der schattigen Seitenstraßen zu entkommen. In der vergangenen Woche war ich so viel herumgelaufen, dass ich den Stadtplan von Florenz mittlerweile im Kopf abgespeichert hatte. Der überdachte Markt von San Lorenzo, wo der Duft der angebotenen Spezialitäten in der kühlen Luft hing, war täglich meine erste Pilgerstätte. Einige der Standinhaber kannten mein Gesicht bereits. Am Obststand kaufte ich einen Pfirsich; der alte Mann ließ seine knorrigen, geschulten Finger über eine

Pyramide aus Früchten wandern, bis er ein perfektes, vollreifes Exemplar für mich ausgewählt hatte. Bei der *salumeria* gab sich die freundliche Mamma viel Mühe, einen Belag für mein Brötchen auszusuchen. Sie hielt mir kleine Scheiben verschiedener Salamis hin, die ich kosten oder beschnuppern konnte wie einen edlen Wein. Da es mein letzter Tag war, leistete ich mir *un etto* – 100 Gramm – teuren San-Daniele-Schinken, und die Frau drapierte die hauchdünnen Scheiben vorsichtig auf dem glänzenden Papier.

»*Ultimo giorno*«, sagte ich zu ihr, um meine paar Worte Italienisch auszuprobieren.

Es ist mein letzter Tag.

»*Ma ritorno* – aber ich komme wieder«, setzte ich noch hinzu, als könnte ich die Wahrscheinlichkeit erhöhen, indem ich es laut aussprach.

Ich hatte mir ein Skizzenbuch mit einem Umschlag aus handgedrucktem Florentiner Papier gekauft, das ich mit in die Museen nahm. Indem ich die Bilder abzeichnete, schaute ich sie mir automatisch genauer an und konnte zudem meine Scheu vor ihnen ablegen. Kunst war immer mein bestes Fach in der Schule gewesen – wenn man es überhaupt als richtiges Fach betrachtete, was mein Vater nicht tat. Je intensiver ich mich mit der Kunst in Florenz beschäftigte, desto mehr wünschte ich mir, ich hätte den Mut aufgebracht, mich an der Uni für Kunstgeschichte zu bewerben. Dabei ging es mir weniger um den gekonnten Auftrag der Farbe auf eine Leinwand oder auf Putz; was mich faszinierte, war die Denkweise der Künstler. Hatten sie tatsächlich an die religiösen Geschichten geglaubt, die sie so menschlich darstellten, indem sie Heilige und Apostel wie Florentiner Bürger

kleideten, oder hatten sie damit bloß ihren Lebensunterhalt verdient?

Man hatte mich immer in Richtung Medizin gelenkt, weil es »in der Familie lag«, wie mein Oberstufentutor einmal gesagt hatte. Als wäre es irgendeine genetische Disposition. Bilder konnte ich mir doch in meiner Freizeit ansehen, sagten alle. Doch jetzt, in dieser Stadt, in der Kunst und Wissenschaft Seite an Seite zur Blüte gelangt waren, fragte ich mich, ob man beides nicht sogar miteinander verbinden konnte. Vielleicht würde ich ja eines Tages als Gastprofessor für Anatomie in die Uffizien zurückkehren? Als Arzt würde ich zumindest das Geld haben, um wieder hierherzureisen. Kunst war brotlos, sagte mein Vater immer. »Sogar van Gogh konnte nicht davon leben!«

Ich aß mein *panino* auf den Stufen des Palazzo Vecchio. Hin und wieder wippte ich mit dem Fuß zur Musik eines Gitarrenspielers, damit es so aussah, als hätte ich etwas zu tun. Wenn ich alleine war, schien die Zeit sehr langsam zu verstreichen, und ich war viel zu schüchtern, um fremde Menschen in ein Gespräch zu verwickeln. Ob mir das wohl eher gelungen wäre, wenn mein Freund Marcus dabei gewesen wäre? Eigentlich hatten wir geplant, gemeinsam auf Inter-railtour zu gehen, aber er hatte sich auf dem Schulball in ein Mädchen aus unserer Schwesterschule verliebt und wollte natürlich lieber Sex auf Ibiza, statt mit mir durch Europa zu reisen. Wir waren beide davon ausgegangen, dass wir erst auf der Uni Sex haben würden, insofern freute ich mich für Marcus (wenn auch zähneknirschend). Jedenfalls hatte ich mich entscheiden müssen, ob ich die Reise absagen oder sie alleine antreten wollte.

Etwa zur gleichen Zeit hatte sich ein Patient meines Vaters

die Krone an einem Stück Panforte zerbrochen und sein Erstaunen darüber geäußert, dass mein Vater noch nie in der Toskana gewesen war. Was diesen entsprechend gewurmt hatte.

»Was meinst du?«, hatte er mich eines Morgens gefragt und mir einen Prospekt hingeschoben, während ich eilig meine Frühstücksflocken hinuntergeschlungen hatte, um nicht zu spät zu meinem Sommerjob im neuen Pub zu kommen.

»Super Idee!« Ich war froh gewesen, zu sehen, dass er wieder Pläne machte.

»Willst du mitfahren?«

»Jetzt echt?« Mit dem Mund voller Weetabix hatte mein Entsetzen offenbar wie freudige Überraschung geklungen.

Als Zahnarzt erwartete Dad kaum mehr als ein leichtes Nicken als Antwort auf seine Fragen, und als ich von der Arbeit kam, war die Reise bereits gebucht und bezahlt.

Ich redete mir ein, dass es nicht nett wäre, die Großzügigkeit meiner Eltern auszuschlagen, aber in Wahrheit war ich einfach ein Weichei.

Während ich die Touristenmassen beim Fotografieren der *David*-Nachbildung beobachtete, fragte ich mich zum ersten Mal, ob ich das Mädchen überhaupt wiedererkennen würde, wenn ich es sah. Sie war groß und ihr Haar lang und braun, meinte ich mich zu erinnern. An ihren Gesichtszügen war nichts Besonderes, außer dieser plötzlichen Verschmitztheit – fast schon Vertrautheit – in ihrem Ausdruck, wenn sie lächelte. Als hätte sie ein aufregendes Geheimnis, das nur sie kannte und das sie gleich mit niemandem anderem als mit mir teilen würde.

Die Via dei Neri war eine enge Gasse in der Nähe des Flusses, und beim ersten Mal lief ich prompt an der *gelateria* vorbei, die aus kaum mehr bestand als einer schmalen Tür und

einem dunklen Innenraum. Auf das erste Hörnchen nahm ich *nocciola* und *limone*, weil das der Italiener vor mir bestellt hatte. Die wunderbar cremige Konsistenz des Nusseises bildete eine perfekte Ergänzung zur erfrischenden Säure der Zitrone. Mit meinem Eis in der Hand schlenderte ich Richtung Piazza Santa Croce, und als ich es aufgegessen hatte, ging ich noch einmal zurück und wählte dieses Mal Pistazie und Melone. Jetzt allerdings lungerte ich im kühlen Schatten neben der Eisdielen herum und musterte jede neue Kundin in der Hoffnung, das Mädchen wiederzusehen. Aber sie kam nicht.

In der Hitze des Nachmittags kämpfte ich mich durch die Menschenmassen auf dem Ponte Vecchio zum Boboli-Garten. Je höher ich hinaufstieg, desto weniger Touristen waren unterwegs, und auf der höchstgelegenen Terrasse war ich dann ganz allein an dem hübsch angelegten See. Die Sonne brannte immer noch herunter, versteckte sich jetzt jedoch hinter einem Schleier aus Feuchtigkeit, der die Stadt bedeckte wie der Firnis auf dem Gemälde eines alten Meisters. In der Ferne war Donnergrollen zu hören, und die Luft schien praktisch schon von Wassertropfen durchsetzt zu sein. Ich schlug mein Skizzenbuch auf und zeichnete die verschwommenen Umrisse des Doms.

Plötzlich brach ein greller Lichtstrahl in das unnatürliche Halbdunkel und ließ die sauber getrimmten Buchsbaumhecken und das grünblaue Wasser des Sees unwirklich aufleuchten. Ich griff nach meinem Fotoapparat, drückte ab und erschrak, als sich daraufhin plötzlich ein weißer Reiher in den Himmel erhob, den ich für einen Teil des Marmorbrunnens im See gehalten hatte. Das Flattern seiner Flügel war das einzige Geräusch, das in der unbewegten Luft hing.

Mir fiel auf, dass ich seit dem Frühstück nicht ein einziges Mal an Ross gedacht hatte.

Einen Moment lang sah ich das Gesicht meines Bruders, das mich durch dichtes Schneetreiben hindurch anschaute. Seine Zähne waren weiß, und die Schneeflocken fielen auf sein dunkles, zurückgekämmtes Haar. Seine Augen wurden von einer verspiegelten Skibrille verdeckt.

Ein dicker Regentropfen fiel auf meine Zeichnung. Ich schloss das Skizzenbuch, richtete das Gesicht gen Himmel und genoss einen Augenblick lang einfach nur den warmen Regenguss. Bis mich ein Blitz daran erinnerte, dass ich eins der höchsten Objekte im Umkreis war und sofort Schutz suchen sollte. Als ich die jetzt glitschige Marmortreppe hinunterhastete, rannten gleichzeitig mit mir ganze Horden von Touristen aus dem Garten und hielten sich schützend ihre glänzenden Reiseführer über die Köpfe.

Zusammengedrängt und mit einem seltsamen Gefühl der Gemeinschaftlichkeit, fanden wir Schutz an den Mauern des Palazzo Pitti, wobei immer wieder einer von uns den Arm hinausstreckte, um zu prüfen, ob es noch regnete oder ob man sich wieder hinauswagen konnte.

Neben mir steckten drei junge, schwer bepackte Amerikanerinnen die Nasen in ihren Reiseführer, um herauszufinden, wie sie zurück zum Campingplatz kamen. Ich kannte den Weg, weil ich ihn am Tag zuvor auf meinem Morgenlauf zum Piazzale Michelangelo erkundet hatte. Wäre es höflich oder vielmehr aufdringlich, die Mädchen anzusprechen? Eine von ihnen sah sehr gut aus, und ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoss, noch bevor ich einen Ton gesagt hatte.

»Zufällig habe ich euer Gespräch mit angehört. Kann ich euch helfen?«

Meine Stimme hatte einen fremden Klang, als käme sie von

einer anderen Person. Zuerst krächzend, dann viel zu laut und zu sehr nach elitärer Privatschule.

»Du bist Engländer, stimmt's?«, sagte die Hübsche. »Dein Akzent ist TOTAL süß!«

»Wohnst du auch auf dem Campingplatz?«

»Nein, im Hotel«, gestand ich, weil mir so schnell keine witzige Entgegnung einfiel.

»Warum trinken wir nicht alle zusammen einen *aperitivo*?«, schlug die Lauteste der drei vor.

»Eigentlich bin ich mit meinen Eltern zum Abendessen verabredet.«

Als der Regen nachließ, eilte ich davon. Ich war mir sicher, dass die drei über mich lachten. Ross hätte genau gewusst, wie man sich in einer solchen Situation verhielt. Kam man eigentlich schon mit Charme auf die Welt, oder konnte man ihn erlernen?

Der Regen hatte die meisten Menschen vom Ponte Vecchio vertrieben. Ich blieb noch einmal stehen, um einen letzten Blick auf die Landschaft hinter den Stadtmauern zu werfen. Die grün-weiß gestreifte Fassade von San Miniato al Monte, die abends hell angestrahlt wurde und die ich vom Pool auf der Dachterrasse des Hotels aus bewundern konnte, war in den tief hängenden Wolken verschwunden.

Vorne in dem kostenlosen Hochglanz-Reiseführer, der zusammen mit den Tickets in einem weißen rückenverstärkten Briefumschlag bei uns im Briefkasten gelandet war, befand sich eine Liste der Sehenswürdigkeiten, die jeder Toskanatourist gesehen haben sollte. Jeden Abend beim Essen fasste mein Vater die Aktivitäten des Tages zusammen und hakte die absolvierten Ziele ab wie ein Pfadfinder, der seine Abzeichen zählt.

- Die kopfsteingepflasterten Straßen von San Gimignano? Durchwandert.
- Der höchste Turm der Toskana? Bezungen.
- Giotto's berühmter Freskenzyklus mit dem Leben des heiligen Franziskus? Gesehen. (Und das waren genug religiöse Gemälde für ein ganzes Leben!)
- Das aufregende Spektakel der donnernden Pferdehufe im Palio von Siena? Findet leider nur an zwei Tagen im Jahr statt.
- Ein entspannender Aperitif auf der berühmten fächerförmigen Piazza? Genossen, trotz des halsabschneiderischen Preises, den man für einen Gin Tonic bezahlen musste.

»Wie war Pisa?«, fragte ich am Abend, während wir auf die Speisekarte warteten. Wir saßen in einem teuren Restaurant mit Deckengebälk und blankem Mauerwerk, das den Eindruck vermittelte, als säße man in einem mittelalterlichen Bankettsaal.

»Größer, als man denkt.« Mein Vater setzte seine Lesebrille auf, obwohl er schon genau wusste, was er bestellen würde.

»Der Schiefe Turm war kleiner, als ich dachte«, sagte meine Mutter.

»Die sollten mal ihr Warteschlangensystem überdenken«, bemerkte mein Vater, woraus ich ableitete, dass sie den Turm nicht hatten besteigen können und die Mission demzufolge nicht als erfüllt galt.

- Der Schiefe Turm von Pisa? Fotografiert, aber nicht bestiegen.

Das war nicht unbedingt ein befriedigender Abschluss des Urlaubs.

»Da gibt es aber noch ganz viele andere Gebäude«, berichtete meine Mutter. »Die Kathedrale und so. Natürlich voll mit Touristen.«

Nichts an ihrer Beschreibung gab mir Anlass zu der Bemerkung, eines Tages auch einmal dort hinfahren zu wollen, und hätte ich diesen Wunsch geäußert, hätte mein Vater mich bloß an den verschwundenen Sitzplatz im Reisebus erinnert. Also sagte ich nichts.

»Ja, auch Ihnen einen *buona sera*«, begrüßte mein Vater den Kellner, der kam, um unsere Bestellung aufzunehmen. »Wir nehmen das Beefsteak nach Florentiner Art.«

Seit dem Beginn des Urlaubs hatten meine Eltern es sich zur Aufgabe gemacht, das beste Restaurant herauszufinden, das dieses »berühmteste regionale Gericht« anbot. Schon am ersten Abend hatte Dad den Taxifahrer, der uns vom Flughafen abgeholt hatte, dazu befragt und danach alle Mitarbeiter an der Hotelrezeption. Jetzt saßen wir in dem Restaurant, das die Abstimmung mit fünf zu eins Stimmen gewonnen hatte.

Bistecca alla fiorentina, zum Kilopreis angeboten, war nicht bloß ein Gericht, sondern ein Spektakel, das auf einer erhöhten Bühne mitten im Restaurant aufgeführt wurde. Zuerst hielt ein Koch in weißer Mütze die Rinderhochrippe empor, wetzte mit dramatischer Geste ein langes Messer und schnitt dann riesige Scheiben von dem großen Stück ab. Diese wurden abgewogen, auf den Servierwagen geladen und den Gästen gezeigt. Mit stolz geschwellter Brust nahm mein Vater zur Kenntnis, dass die Gäste an den anderen Tischen bei jedem Schritt des Rituals gehorsam »Aaah!« und »Oooh!«

machten. Ich gönnte ihm diese kleine Freude, auch wenn mir die ganze Sache entsetzlich peinlich war.

»Was hast du denn so gemacht?«, fragte mein Vater, als das Fleisch in die Küche gefahren wurde und wir wieder miteinander reden mussten.

»Ich bin herumgelaufen ... War im Boboli-Garten.«
Schweigen.

»Ich habe einen Reiher gesehen.«

»Reiher? Bist du sicher, dass es kein Storch war?«

»Es war ganz eigenartig, weil ich ihn zuerst für einen Teil der Statue gehalten habe. Aber dann ist er weggeflogen, fast so, als wäre der Stein lebendig geworden.«

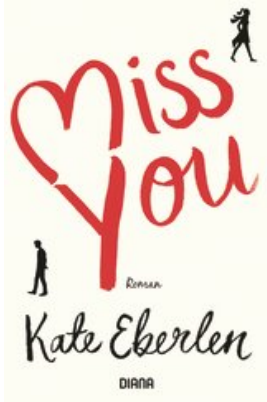
Meine Eltern tauschten einen Blick. Meine Mutter nannte mich manchmal ein wenig »abgehoben«. Mein Vater bevorzugte eher Begriffe wie »versponnen« oder »verkünstlert«. In der Kurzbeschreibung von Eltern für ihre Kinder war ich jedenfalls derjenige, der die »Traumtänzer«-Nische besetzte. Und dann machte ich den Fehler, einfach weiterzureden.

»Es war beinahe wie eine Vision, wisst ihr? Ich meine, vielleicht sind die ganzen Visionen des heiligen Franziskus ja neurologisch zu erklären? Vielleicht funktionierte sein Hirn ja irgendwie anders?«

Zu spät wurde mir bewusst, dass »Hirn« zu den Wörtern gehörte, die wir nicht mehr benutzten. Bestimmte Wörter lösten unweigerlich Assoziationen aus, weswegen das Vokabular unserer Familie innerhalb der letzten Monate massiv geschrumpft war.

Jetzt starrten meine Eltern beide ausdruckslos ins Leere.

Meine Gedankenlosigkeit hatte sie an Ross' Kopf erinnert. Daran, dass der Verband nicht dick genug gewesen war, um zu verbergen, dass ein Stück fehlte.



Kate Eberlen

Miss you

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 576 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-29183-6

Diana

Erscheinungstermin: August 2016

Was, wenn du deine große Liebe immer ganz knapp verpasst?

Eine Sekunde lang treffen sich ihre Blicke, doch bevor sie sich anlächeln oder ein paar Worte wechseln können, ist der Moment schon wieder vorbei. Von da an beginnt für Tess und Gus eine Reise, die sich Leben nennt. Große und kleine Augenblicke warten auf sie, Kummer und Freude. Doch beide ahnen, dass sie Wege gehen, die sie nicht glücklich machen. Weil ihnen das Entscheidende fehlt. Was sie nicht wissen: Tess und Gus sind perfekt füreinander, und obwohl sie sich längst begegnet sind, haben sie es nicht bemerkt. Wann ist der alles entscheidende Moment für die große Liebe endlich da?



[Der Titel im Katalog](#)